

Nr. 148. Bromberg, den 17. Juli 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott.**

Vertrieb: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

(23. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XXXV.

Erla verließ den Bahnhof Zoo und entdeckte sofort Arkany, als sie auf den Vorplatz hinaustrat. Er saß auf der anderen Seite in der offenen Straßenveranda eines Kaffeehauses und hatte den Bahnhofsausgang scheinbar unablässig beobachtet. Sie erblickten sich fast gleichzeitig. Arkany sprang auf. Sein braunes Gesicht färbte sich dunkelrot. Aus seinen Augen sprach so überschwengliches Glück, daß Erla Mitleid empfand.

Erst als sie die andere Seite des Platzes schon erreicht hatte, besann er sich, daß er ihr entgegengehen mußte. Mit ein paar Schritten war er bei ihr. Er stammelte Worte des Dankes und küßte ihr die Hand.

Nebeneinander gingen sie zu dem Tisch, den er soeben verlassen hatte. Erla betrachtete ihn verstohlen und fand, daß Arkany hier, mitten in einer Großstadt, an völlig falschem Platze war. Zwischen heulenden Autos, klingelnden Straßenbahnen, Zeitungsverkäufern und Asphaltmenschen verlor er alle Vorzüge und Nachteile der Sonderstellung, die sie ihm bisher in ihrer Erinnerung eingeräumt hatte. Er sah genau so aus wie einer von den vielen sorgfältig gekleideten Nichtstuern, die zu dieser nachmittäglichen Stunde über die Hardenbergstraße schlenderten. Der unauffällige Straßenanzug entstellte ihn; zu ihm paßte der stahlblaue Waffenrock mit den goldenen Schnüren und dem brillantenblitzenden Ordenskreuz. Er gehörte in die Pußta und auf einen Pferderücken; nicht in das Kaffeehaus einer Großstadt. Diese Umgebung entwürdigte ihn.

Er mußte schon stundenlang auf sie gewartet haben, denn der Aschbecher auf dem kleinen Marmortischchen war mit den langen Pappmundstücken seiner Zigaretten gefüllt.

Er bat um Entschuldigung, daß er gewagt habe, sie hierher zu bitten. Aus ganz besonderem Grunde habe er dies getan, und er wisse im voraus, daß sie diesen Grund würdigen werde. Während er dies mit heimlichem Lächeln sagte, war ihm die Freude anzusehen, mit der er auf ihre neugierige Frage wartete. Aber sie fragte nichts.

„Es ist sehr gut, Graf Arkany, daß wir einander hier begegnen. Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen."

Er blickte sie mit traurigem Vorwurf an, sprach aber nichts mehr von seinen Gründen für dieses Stelldichein am Bahnhof Zoo. Dann glitten seine Blicke ab, er sah starr, mit gesammelter Aufmerksamkeit auf die Getränkekarte, die auf dem Tischchen stand und sagte schließlich sehr ruhig: „Szamtes hat mir telegraphiert, daß Sie die Stellung bei ihm aufgegeben haben. Wollen Sie mir bitte sagen, warum?"

„Diese Frage wird Ihnen Herr Szamtes schon beantwortet haben: ich habe Günstigeres gefunden."

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein! Diese Antwort durften Sie Szamtes geben, e r mußte sie Ihnen glauben; ich weiß, daß Sie sich mir entziehen wollten. Habe ich recht?"

„Sie haben recht, Graf Arkany."

Er schwieg.

Der Kellner trat an den Tisch und fragte nach den Wünschen des Herrn. Arkany starrte ihn gereizt und wortlos an. Erla bestellte eine Tasse Kaffee.

Auf Arkanys linker Wange zuckte der Muskel. Seine Lider flatterten. Erla erkannte, daß der demütige Ton seiner Worte nur das Ergebnis einer mühsamen Selbstbemeisterung war; jetzt drohte ein herrisch fordernder Ausbruch. Sein Blick glitt einmal kurz aus schmalen Lidspalten über sie hin. Seine Hände schlossen sich langsam zur Faust.

Erla kam ihm zuvor. „Ich bitte Sie sehr, Graf Arkany: lassen Sie uns gute Freunde sein! Für die beiden Wochen auf Bogat danke ich Ihnen von ganzem Herzen. Es war sehr schön. Aber Sie können nicht wollen, daß aus diesen beiden Wochen für mich ein Gefängnis wird ..."

„Ein Gefängnis? Waren Sie je freier im Leben, haben Sie sich je freier gefühlt, als während dieser beiden Wochen?"

„Ja, aber nur deshalb, weil ich nicht die Gefängnismauern sah, die wir beide — wohl unwissentlich — um uns aufrichteten."

Er tastete hinüber zu ihrer Hand, umschloß sie und bat inständig: „Kommen Sie nach Bogat! Ich bitte: Kommen Sie!"

Er wagte nicht, sie anzusehen, um die Abweisung nicht aus ihren Augen lesen zu müssen.

„Das Haus ist eine Gruft, seit Sie es verlassen haben. Ich hasse es, weil es Sie nicht hat halten können. Und ich beginne auch, das Land zu hassen, das ich doch so geliebt habe, meine Pferde, den Park, die Räume, in denen ich Ihnen begegnen durfte. Warum war das alles nicht schön genug, Sie halten zu können? Warum hat es Sie nicht so sehnsüchtig gemacht, daß Sie bald dorthin zurückkehren mußten? Kommen Sie!" bat er. „Kommen Sie! Sie sollen doch keine Gefangene, Sie sollen doch Herrin sein!"

„Ich kann nicht mehr kommen, Graf Arkany!"

„Warum nicht?"

Erla schwieg. Sie sah über ihn hinweg auf die Straße. Allmählich und ganz absichtslos zog sie ihre Hand aus der seinen zurück. Seine Frage hatte sie längst vergessen. Ihre Mundwinkel bogen sich zu einem kleinen Lächeln: sie dachte an Jan Fock.

Da fragte Arkany: „Sie sind in Wahrheit schon eine Gefangene? Die Gefangene eines anderen?"

„Ja . . ."

„Sie wußten dies schon, als Sie in Bogat waren?"

„Ich wußte es damals noch nicht."

„Das ist die Wahrheit?"

„Es ist die reine Wahrheit, Graf Arkany!"

„Sie lieben diesen Mann sehr?"

Erla nickte. „Ja . . ."

Er schwieg lange. Sie saßen nebeneinander wie Fremde, die sich nichts mehr zu sagen haben. Arkanys Gesicht war vollkommen ruhig, sein Körper entspannt. Er blickte in das Gewühl der Straße, und keine Miene verriet, welchen Gedanken er sich hingab.

Sie fuhr erschreckt zusammen, als er unvermittelt das Wort an sie richtete. „Darf ich hoffen, daß wir uns irgendwann — über Jahr und Tag vielleicht — einmal begegnen? Werden Sie mir nicht aus dem Wege gehen?"

„Ich werde Ihnen niemals aus dem Wege gehen, Graf Arkany."

Und wenn ich jetzt nach Bogat zurückkehre — darf ich das Land von Ihnen grüßen und ihm sagen, daß Sie ihm eine freundliche Erinnerung bewahren, daß Sie vielleicht gar — Verlangen tragen, es einmal wiederzusehen?"

„Sie dürfen es. Ich liebe Ihr Land. Sie wissen es."

Da lächelte er dankbar. Er ergriff ihre Hand und hob sie an seine Lippen. „Wir dort unten — wir werden Sie

nie vergessen, wir werden auf ein Wiedersehen hoffen, und sollte es noch so kurz sein . . ."

„Auch ich werde nichts vergessen!"

„Haben Sie Dank, Fräulein Rickenbach, haben Sie vielen Dank! Darf ich Sie bitten, mir gütigst zu gestatten, mich zu verabschieden?"

Sie nickte. Er erhob sich, zog ihre Hand noch einmal an seine Lippen, richtete sich auf und trat einen Schritt zurück. Nach einer letzten Verbeugung ging er.

Sie sah ihm nach. Dem herbeieilenden Kellner drückte er im Vorübergehen ein Geldstück in die Hand, dann wadte er sich nach rechts, dem Tiergarten zu. Sie sah ihm so lange nach, bis er zwischen den vielen Spaziergängern ihren Augen entschwand.

Der Kellner, der die heimliche Unterhaltung seiner beiden Gäste offenbar nicht hatte stören wollen, brachte ihr endlich den Kaffee.

Arkany ging langsam zu dem Tattersall, der sich unmittelbar hinter dem Bahnhof befindet. Ein Angestellter begrüßte ihn ehrerbietig und führte ihn in einen der Ställe, wo in der ersten Box Glönda, die goldhaarige Stute, stand und den zierlichen Kopf wandte, als Arkany neben sie trat.

Der Stallmeister, der Arkany geführt hatte, lobte das Pferd mit übertriebenen Worten. Es habe die lange Bahnfahrt ganz ausgezeichnet überstanden. Er erkundigte sich, ob der Herr Graf befehle, das Pferd heute noch zu satteln.

Arkany winkte ab. „Nein, es ist nicht mehr nötig. Ich reite nicht. Lassen Sie das Pferd nachher bewegen, aber sorgen Sie für einen verläßlichen Menschen!"

Dann trat er näher und streichelte zärtlich Glöndas Fell. Sie schnupperte an seiner Schulter und rieb an ihm ihr weiches Maul.

Arkany schüttelte kaum merklich den Kopf. „Die Herrin kommt nicht, Glönda!" flüsterte er. „Sie hat nicht nach dir gefragt. Wir werden allein nach Bogat reisen müssen..."

Glönda schnaubte und sah ihn aufmerksam aus menschenklugen Augen an.

XXXVI.

Fehrs erster Weg nach seiner Rückkehr aus Genua führte ihn in das Hotel, in dem er Jan Fock zu finden hoffte. Er erhielt die Auskunft, daß Herr Fock nach Wannsee übergesiedelt sei, in sein eigenes Haus, das er vor wenigen Tagen käuflich erworben habe.

Eigenes Haus! Wannsee! dachte Fehr und zog die Brauen hoch.

Er ließ sich die genaue Anschrift mitteilen und machte sich sofort auf den Weg. Während er mit dem Vorortzug nach Wannsee hinausfuhr, hatte er das augstvolle Empfinden, mit festgeschlossenen Augen über Wege und Straßen zu jagen, an deren Seiten gefährliche Untiefen in jedem Augenblick Absturz und Verderben bringen konnten. Er gab sich Mühe, einer nachtwandlerischen Sicherheit zu vertrauen, und wußte dabei recht gut, daß jedes sekundenlange Zögern und Bedenken das Ende bedeutete, mindestens aber die Umkehr vor einem nahe gerückten Ziel, das ihn mit einem Schlage aus allen Sorgen befreien würde.

Auf dem Wannseer Bahnhof stand er plötzlich vor Erla. Sie war dem gleichen Zug entstiegen und schickte sich an, zum Ausgang zu gehen. Er starrte sie mit Schrecken und Bestürzung in den Augen an und vergaß zu grüßen.

In ihre Wangen stieg blasse Röte, und als er keine Bewegung machte, nickte sie ihm flüchtig zu und wollte an ihm vorbei. Da vertrat er ihr den Weg.

„Erla!" rief er.

Sie sagte sehr ruhig: „Ich habe nicht die Absicht, Sie zu verletzen, Herr von Fehr, aber ich hoffe auf Ihr Verständnis, wenn ich Sie bitte, mich durch kein Wort und keine Vertraulichkeit an eine Zeit zu erinnern, die Ihnen heute ebenso peinlich sein wird wie mir."

Er antwortete leise: „Diese Zeit war die glücklichste meines Lebens."

„Dann sind Sie außerordentlich zu bedauern."

Da er nichts erwiderte, setzte sie ihren Weg fort, aber er blieb an ihrer Seite und ging hinter ihr durch die Sperre. Erst als sie die Straße überquert hatten, begann er von neuem: „Ich habe nichts vergessen, Erla, keinen Tag, auch den letzten nicht! Ich weiß, in welche schwierige Lage . . . Sie und Ihre Eltern durch meine Schuld gekommen sind. Mit dieser Erkenntnis habe ich mich aber nicht begnügt: heut hoffte ich in der Lage zu sein, alle Wünsche Ihres Vaters erfüllen zu können."

Er befleißigte sich eines bescheidenen und demütigen Tons, der sie wohl rühren sollte.

Erla horchte auf. Sieh da — Jörgen von Fehr war wieder zu Geld gekommen! Vielleicht hatte er seinen Bruder noch erweichen können? Vielleicht kam er eben aus Amerika und hatte seine Verhältnisse geordnet?

Sie bogen in die Allee ein, an der Jan Focks Haus gelegen war, ohne sich ihres Weges bewußt zu werden.

„Warum antworten Sie nicht, Erla?" fragte Fehr, und in der Demut seiner Stimme kündigte sich eine erbitterte Drohung an.

„Alles, was ich Ihnen zu antworten hatte, ist schon gesagt worden, als wir auf so beschämende Weise voneinander Abschied nahmen."

„Die Lage Ihres Vaters scheint sich inzwischen sehr gebessert zu haben!"

„O nein! Keineswegs!"

„Dann werde ich Ihren Vater aufsuchen!"

„Ich werde ihn bitten, Sie nicht zu empfangen!"

„Er wird versöhnlicher und . . .vernünftiger sein als Sie."

Erla zuckte ungeduldig die Achseln und blieb stehen, da sie das Haus Focks fast erreicht hatte. „Ich habe Ihnen wirklich nichts mehr zu sagen, Herr von Fehr. Sehen Sie bitte unsere Unterhaltung als beendet an. Ich bin hier am Ziel."

Fehr sah sich um und erkannte, daß diese gleiche Straße auch sein Ziel war. Er konnte sich nicht erinnern, daß die Rickenbachs hier Bekannte wohnen hatten.

„Darf ich fragen, wohin Ihr Weg Sie führt?" fragte er.

„Nein."

„Dann erlaube ich mir, Sie zu begleiten. Sie müssen meine Erklärung anhören . . ."

„Ich habe Ihnen gesagt", rief Erla zornig, „daß ich von Ihren Erklärungen nichts wissen will! Sie machen sich lästig und — lächerlich!"

Er blieb trotzdem an ihrer Seite. Als sie über den Fahrdamm gingen, fragte er bestürzt: „Zu wem wollen Sie, Erla?"

Sie blickte ihn befremdet an. „Zu einem Herrn, der Ihnen wahrscheinlich vollkommen unbekannt ist."

„Zu Herrn Fock?"

„Ja . . ." stammelte sie.

Fehrs Gesicht erstarrte, dann ward es entstellt durch maßlosen Haß und hämische Schadenfreude. Erla erschrak vor der Tücke seines Lächelns. Er wollte sprechen, besann sich aber und schwieg.

Sie läutete.

Fehr fragte: „Dieser Millionär aus Zufall ist . . . Ihr Bekannter und gibt Ihnen Rückhalt?"

Sie vermochte nicht zu antworten, sie konnte sich nicht einmal über seinen Ton entrüsten. Jörgen von Fehr und Jan Fock waren miteinander bekannt? Und weder der eine noch der andere hatten dieser Bekanntschaft jemals Erwähnung getan?

Joe, der Diener, näherte sich dem Tor und öffnete es. Sein fragender Blick streifte erst Erla, dann Fehr.

„Kennen Sie mich denn nicht mehr, Joe?" rief Fehr und war plötzlich bester Laune. „Ist Herr Fock zu Hause? Ja? — Ausgezeichnet! Melden Sie mich ihm! Er wird sich freuen, einen alten Bekannten wiederzusehen."

Joe verneigte sich stumm. Er verhüllte sein Erstaunen hinter einer feierlichen Würde. Unter seiner Führung schritten sie dem Hause zu.

„Sagen Sie mir, was das zu bedeuten hat!" bat Erla furchtsam. „Sie kennen Jan Fock?"

Er antwortete bedeutsam und geheimnisvoll: „Ja, ich kenne ihn *sehr genau*!"

„Woher? Ich begreife nicht . . ."

Fehr lachte. „Ich werde dafür sorgen, daß Sie ihn ebenso genau kennenlernen!"

Zum ersten Male ängstigte sich Erla vor ihrem ehemaligen Verlobten.

Jan sprach telephonisch mit Orpp, als er Fehrs Anmeldung empfing. Vor Überraschung verwirrte er sich in seinen eigenen Worten, so daß Orpp am anderen Ende der Leitung fragte, was zum Deubel denn geschehen sei. Jan hörte ihn nicht, er sagte zum Diener gewandt: „Ich lasse Herrn von Fehr bitten!" Dann vertröstete er Orpp mit hastigen Worten: „Nachher, lieber Orpp, nachher! Ich rufe Sie an! Hören Sie? Ein sehr wichtiger Besuch . . ."

Ohne auf Orpps laute Zurufe zu achten, stand er auf und legte den Hörer auf die Gabel nieder.

(Schluß folgt.)

Die Hitze, der Feind unserer Nachtruhe.

Wie bekämpft man die sommerliche Schlaflosigkeit?

(*Von einem medizinischen Mitarbeiter.*)

Gesunder Schlaf ist die Vorbedingung für unser Wohlbefinden. Es gibt Menschen, die ein großes Schlafbedürfnis haben, wieder andere kommen mit wenig Schlaf aus. Aber ohne Schlaf kann niemand leben, er ist so lebensnotwendig, wie die Nahrungsmittelaufnahme. Es war eine der grausamsten mittelalterlichen Foltern, Gefangene systematisch des Schlafes zu berauben. Sie mußten unweigerlich sterben.

Chronische Schlaflosigkeit ist also einer schweren Krankheit gleichzusetzen, die es mit allen Mitteln zu bekämpfen gilt. Hohe Sommertemperaturen bringen es nun aber mit sich, daß Menschen, die den Begriff des schlechten Schlafes oder der Schlaflosigkeit nur vom Hörensagen kennen, plötzlich sehr enge Bekanntschaft mit dieser unliebsamen Tatsache machen müssen. Große Hitze ist der größte Feind eines ruhigen Schlafes. Das Paradoxe und zugleich Quälende an der sommerlichen Schlaflosigkeit ist, daß der Körper sich zwar in einem Ermattungszustande befindet, daß ein großes Ruhebedürfnis vorhanden ist, daß aber das Gehirn, an- und aufgeregt durch die Wärme, nicht die Konzentration findet, die für den Schlaf notwendig ist. Denn es wäre falsch, zu glauben, daß unser Gehirn während des Schlafes seine Tätigkeit einstellt. Wie wären dann die Träume zu erklären, die oft einen verblüffend logischen Aufbau verraten, wie wäre es zu erklären, daß wir uns vornehmen können, zu einer bestimmten Stunde aufzuwachen und daß sofort beim Erwachen die Gehirntätigkeit ohne Übergang funktioniert? Das Gehirn setzt nicht aus, es ist nur gehemmt. Diese wichtige Erkenntnis gibt uns auch das Mittel an die Hand, das uns befähigt, einzuschlafen: *Bewußte Ausschaltung der Gehirntätigkeit* oder Konzentration des Denkens auf einen bestimmten Punkt. Man wird an sich selbst beobachten können, daß man nach intensiver Geistesarbeit oder nach einem anregend verlaufenen Abend am schwersten Schlaf findet. Das Gehirn arbeitet weiter, tausend Gedanken durchkreuzen unsern Kopf, und es gelingt uns nicht, unsere Gedanken auf einen Punkt zu konzentrieren. Deshalb ist es in solchen Fällen notwendig, vor dem Schlafengehen sich radikal umzustellen, ein beruhigendes Buch zu lesen oder körperliche Übungen zu machen. Schlaflosigkeit hat oft mangelnde Willenskraft zur Ursache.

Die Hitze nimmt in gleicher Weise unseren Körper wie unser Gehirn in Anspruch. Wie Fieberphantasien sich entwickeln durch erhöhte Temperatur in uns selbst, so schweift unser Geist ab durch die Wärmeeinwirkung der Außenwelt. Gedanken kommen uns in den Kopf, wir wissen nicht woher, und wir wissen nicht wohin. Der durch die Hitze ermattete Körper bringt nicht die Energie auf, um sich dagegen zu wehren, wir versinken in einen Halbschlaf, der immer wieder durch schlaflose Stunden unterbrochen wird. Halbschlaf bedeutet keine Erholung. Wie schon der Name sagt, ist er ein Zwischenzustand zwischen Wachen und Schlafen. Das Gehirn arbeitet weiter und die Nerven können sich nicht beruhigen. Wir fühlen zugleich, daß wir schlafen, wir fühlen aber auch, daß wir wachen. Und wir sind nicht imstande, unserer Phantasie Einhalt zu gebieten, obgleich wir wissen, daß sie uns in unliebsame Gebiete lockt. Erst die Morgenstunden bringen dann gewöhnlich den erquickenden Vollschlaf. Was kann der Arzt tun, um die sommerliche Schlaflosigkeit zu verbannen? Er kann nur aufklärend wirken. Er muß versuchen, die einfachen Zusammenhänge aufzudecken; und er darf sich nicht scheuen, gelegentlich Banalitäten und Selbstverständlichkeiten zu sagen.

Also die Hitze will uns nicht schlafen lassen, so muß man eben die Hitze bekämpfen. Wenn es richtig ist, während heißer Tage die Fenster zu schließen, so ist es ebenso richtig, sie während der Nacht zu öffnen. In der Nacht tritt auch in der heißesten Jahreszeit eine Abkühlung ein. Allerdings wird es sehr bald Tag, und der Tag vertreibt den Schlaf. Es gibt aber auch Vorhänge und Rouleaux, die zwar Luft hereinlassen, aber das Licht abhalten. Also der gewünschte Zweck. Man decke sich gar nicht oder doch nur sehr leicht zu und habe keine Angst vor Erkältung. Sollte es während der Nacht und besonders gegen Morgen kühl werden, so wird man im Schlafe ganz unbewußt sich wärmer zudecken. Ebenso, wie man im Schlafe lästige Decken abwirft. Vor dem Zubettgehen wasche man unbedingt den ganzen Körper kalt ab, und scheue sich nicht, auch in der Nacht, wenn der Schlaf sich nicht einstellt, dieselbe Prozedur zu wiederholen. Daß es ganz falsch wäre, kurz vor der Nachtruhe irgendwie schwer verdauliche Dinge zu essen, braucht nicht nur im Sommer gesagt zu werden. Hat man so für den Körper gesorgt, so ist das Gehirn an der Reihe. Wie man rein äußerlich durch Fernhaltung von Lärm und durch Dunkelheit Sinneseindrücke und Geisteseinwirkungen vermeiden will, so muß man auch durch Willenskonzentration innerhalb des Gehirns Ordnung schaffen. Das Schlafzentrum in unserem Gehirn beansprucht sein volles Recht und es darf nicht beeinträchtigt werden durch lebhafte Sinneseindrücke oder Gedanken. Wir müssen es also durch Willenskraft fertigbekommen, nur an eine Sache zu denken, statt an tausend verschiedene, und wir müssen darin planmäßig vorgehen. Am besten ist es, sich daran zu gewöhnen, eine angenehme und immer wieder dieselbe Sache sich vorzustellen. Vielen Menschen hilft es, zu zählen. Das besagt nichts anderes, als daß durch eine eintönige Gedankenarbeit anspruchsvollere Gedanken zurückgedrängt und das Schlafzentrum wenig belastet wird.

Angst vor der Schlaflosigkeit ist nicht selten die *Ursache der Schlaflosigkeit. Optimismus* ist hier wie wo anders *das beste Heilmittel.* Nur in hartnäckigen Fällen von Schlaflosigkeit greife man zu Schlafmitteln. Und auch da vermeide man die schweren Drogen. Allzuleicht gewöhnt sich der Organismus an solche Mittel, und es ist bekanntlich viel leichter, sich etwas anzugewöhnen, als sich von ihm wieder zu lösen. Niemals hat auch der durch ein Schlafmittel künstlich herbeigeführte Schlaf die gesundheitlich fördernde Wirkung des natürlichen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß man unter allen Umständen sich gegen Schlafmittel sperrt, sie müssen nur als letzter Rettungsanker betrachtet werden. Dr. med. F. N.

Der Wecker.

Humoreske von **Ludwig Waldau.**

„Du kaufst einen Wecker!!!" — Wenn meine Frau dergestalt, mit drei Ausrufezeichen, spricht, weiß ich, was es geschlagen hat. „Glaubst du vielleicht, ich habe Lust, zur Trauung meiner Nichte zu spät zu kommen? Vier Uhr zwei Minuten geht schon der Zug! Eine halbe Stunde haben wir bis zum Bahnhof! Wir müssen also spätestens halb drei Uhr aufstehen! — Oder kannst du garantieren, halb drei Uhr munter zu werden ohne Wecker??!!"

Nach dieser durchbohrenden Frage behütete ich still mein edles Dulderhaupt, und ging, einen Wecker zu erstehen. Denn „garantieren" konnte ich nicht, und das Klingeln des Milchmannes weckte uns jeden Morgen erst um sechs Uhr.

Der Uhrmacher strahlte.

„Also einen Wecker. Schön ,mein Herr. Da hab' ich hier etwas ganz besonders Preiswertes: sieben Mark fünfzig Pfennige. Leuchtende Ziffern, leuchtende Zeiger! Sie können also auch in stockdunkler Nacht, in tiefstem Schlafe sehen, wie spät es ist. — Ob er auch weckt? Aber, und wie! Staunen werden Sie!"

Er zog das Ding auf, stellte die Zeiger — und „Rrrrrrrrrrrrr!" bellte wütend die Glocke los. Es schmetterte mich bald in die Ecke! Selbst ein Tutankamun mußte davon erwachen! — Der Wecker war wirklich gut, und befriedigt trug ich das Wundertier heim.

Meine Frau war begeistert. Immer und immer wieder ließ sie „probeweise" den Wecker brüllen, bis die ganze Nachbarschaft „munter" wurde, und uns teilnehmend fragte, ob wir verrückt geworden seien. Abends aber, als wir mit den Hühnern ins Bett krochen, stand der Wecker, genau auf halb drei Uhr eingestellt und wohlaufgezogen, auf dem Waschtisch unseres Schlafzimmers. Geisterhaft leuchteten uns Ziffern und Zeiger aus dem Dunkel entgegen. Es war richtig unangenehm-gruselig. Und in dieser schönen Stimmung beschlossen wir, zu schlafen.

Aber merkwürdig: es ging nicht. Ob ich wollte oder nicht: ich mußte immer wieder nach dem energischen Ticktack des Weckers hinhorchen. Ich konnte und konnte nicht einschlafen. Plötzlich ertönte die Stimme meiner Frau: „Du — Mann! — findest du nicht, daß der Wecker ein bißchen sehr laut hämmert? — Ich kann dabei unmöglich schlafen. Schaffe doch das Ding 'raus!"

„Ja", meinte ich, „aber da können wir doch nicht sehen, wie spät es ist!"

„Wenn man schläft, sieht man überhaupt nichts!"

Hierin mußte ich meiner besseren Hälfte allerdings recht geben, und balancierte demzufolge gehorsam meiner Spazierhölzer aus dem warmen Nest, wobei ich die Entdeckung machte, daß Stuhl- und Schienbeine keinen besonders guten Klang ergaben. Meinen Schmerz mit etwas Coué dämpfend, bugsierte ich das boshaft-hämmernde Weckertier hinaus.

„Wo steht er denn jetzt?" erkundigte sich meine Frau wißbegierig.

„Hinten im Salon, unterm Diwan."

„Um Gottes willen! Da hören wir ihn ja überhaupt nicht wecken! Durch drei Türen durch! — Nein, im Korridor muß er mindestens stehen!"

Meine Frau hatte gut reden! Elektrisches Licht hatten wir nicht, und im Hemd hatte ich keine Streichhölzer stecken, um Licht machen zu können. Nun sollte ich im Finstern den Wecker wieder holen, wo ich doch genau wußte, daß ich todsicher über den vorhin umgeworfenen Notenständer oder den Rauchtisch stolpern würde! Ganz abgesehen davon, daß ich keine Lust hatte, in den Scherben des ebenfalls über den Haufen gerannten Goldfischglases Fakir zu spielen. — Mein Zögern ließ meine Treue stutzen.

„Ach, du willst wohl nicht? Wir sollen es wohl durchaus morgen früh verschlafen, weil du keine Lust hast, eine Hochzeit in meiner Verwandtschaft mitzufeiern! Wie?! — Aber

wir fahren, das kann ich dir sagen! Und wenn ich den Wecker selbst aus dem Salon holen soll!"

Und richtig: schon dirigierte sie graziös ihre zwei Zentner vom Schlummerpfühl. Sie fahndete aber nicht sofort nach dem Wecker, sondern tastete sich erst nach der Küche, um Leuchter und Streichhölzer zu holen. Das hätte sie nicht tun sollen!!! Denn nun mußte sie — ob sie wollte oder nicht — erst die Hindernisse beseitigen, die mein stotterndes Gebein auf dem Weckertransport verbrochen hatte. Doch mein teures Weib hielt es mit Schiller: „Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort!" Es hagelte förmlich Anerkennungen und zärtliche Vergleiche mit sämtlichen Tieren des Zoos auf mich. Doch darauf hätte ich ja schlimmstenfalls ganz gern großmütig verzichtet. Ich höre nun mal meine Vorzüge nicht gern immer und immer wieder loben. — Aber endlich stand doch der Wecker im Korridor, und meine bösere Hälfte (wirklich „bösere"!) befahl: „Schlafen!" Es war auch nun tatsächlich die höchste Zeit dazu. Der „Gang nach dem Wecker", mit all seinem Drum-und-Dran, hatte Zeit gekostet: es war halb ein Uhr! Erschöpft sanken wir in abgrundtiefen Schlaf.

„Rrrrrrrrrrrrr!" — Erschrocken fuhren wir hoch. Es war hell. „Halb drei Uhr! — Los! 'raus!" kommandierte meine Gnädige. Noch ganz verschlafen, fing ich eben an, die Präzisionsarbeit des Weckers bis über den grünen Klee zu loben, als meine Frau aufschrie: „O Gott, o Gott! Das war ja schon der Milchmann! Es ist sechs Uhr! Sechs Uhr ist es!!!" Mit bibbernder Hand und gräßlichem Hohn bohrte sie mir den Wecker fast ins Gesicht. Tatsächlich, es war schon sechs Uhr! — Wie ging das zu? Warum hatte das Untier nicht halb drei Uhr vorschriftsmäßig gebellt? — Der Uhrmacher, zu dem ich dann protestierend eilte, klärte mich auf: wir hatten den Abstellhebel nach links gedreht; er hatte schweigen müssen!

Die Nichte in Breslau hat ihre Hochzeit ohne uns gefeiert. Doch ein Geschenk hat sie von mir bekommen: den Wecker. — Warum sollen andere nicht auch einmal „munter" werden!

Abenteuer eines Galeerensträflings.

Der Lebenslauf der Galeerensträflinge, die nach der französischen Strafkolonie in Guyana verbannt werden, ist meist von einer tiefen Tragik. So auch der des Sträflings Jaques Guy aus dem Dörfchen Vergt.

Als Siebzehnjähriger wurde er wegen schweren Diebstahls zu 8 Jahren Zwangsarbeit nach Guyana verurteilt. Dreimal flüchtete er, wurde jedoch immer wieder eingefangen. Zuerst strafte man ihn, indem man seine Strafzeit um einige Jahre verlängerte, doch nach der dritten Flucht wurde er auf die Insel Ile du Salut, von der fast niemand wiederkehrt, verbannt.

Acht Jahre verbrachte Guy an diesem Schreckensort. Sein Betragen war sehr zufriedenstellend, und daher wurde er der Strafkolonie auf dem Festlande wieder zugeteilt. Hier packte ihn jedoch die Versuchung zur Flucht wieder zu stark, und zum vierten Male wagte er sie, in der Hoffnung, seine Familie, die in bitterster Armut lebte, unterstützen zu können.

Auf den dunklen Wegen, die nur den Galeerensträflingen bekannt sind, wußte er sich ein Segelboot zu verschaffen und damit Venezuela, das keine Flüchtlinge ausliefert, zu erreichen. Sein Ziel waren aber die Vereinigten Staaten. Nach langem Umherirren zu Fuß durch Venezuela und Columbia gelangte er endlich an sein Ziel. Schnell fand er Arbeit als Gläserspüler in einem Hotel. Er verstand es, sich bis zum Koch und später zum Verwalter emporzuarbeiten. Dann kam er in Stellung bei einer reichen amerikanischen Familie. Während dieser Zeit lernte er ein französisches Mädchen kennen, das er 1922 heiratete. Nach zwei Jahren konnte das Paar dem Heimweh nicht widerstehen und kehrte nach Frankreich zurück. Hier war Guy zuerst Handelsreisender, doch bald ging er nach Amerika zurück, weil dort mehr zu verdienen war. Es dauerte denn auch nicht allzulange und er kam, mit einigen Geldmitteln versehen, nach Frankreich zurück, wo er in der Nähe von Vergt einen kleinen Bauernhof kaufte. Einige Tage später meldete er sich bei der Gemeindeverwaltung in Perigeux an. Als das Melderegister dann von der Polizei kontrolliert wurde, fand diese den Namen des flüchtigen Galeerensträflings. Guy wurde verhaftet und befand sich nach zwei Monaten wieder auf der Ile du Salut.

Jetzt beschäftigt sich die Presse mit diesem eigenartigen Fall, und die Zeitungen begannen einen Feldzug zu seinen Gunsten, die Kammerdeputierten der Dordogne legten ein gutes Wort für ihn ein, und zuletzt wurde Guy denn auch vom Präsidenten Doumergue begnadigt.

Doch hiermit war ihm noch nicht geholfen. Er hatte kein Geld für die Heimreise nach Frankreich, die 1700 Fr. kostete. Seine Familie konnte ihm auch nicht soviel zugehen lassen. Da veranstaltete der Bürgermeister von Lacropte eine Sammlung, und jetzt sind die 1700 Franken zusammen. Guy wird in nächster Zeit von seiner Familie zurückerwartet.

Bunte Chronik

*** Eine angenehme Nachbarin.** Zu den wenig angenehmen Vertreterinnen ihres Geschlechtes gehört Frau Marion Davis in Nottingham, die das Geschrei eines in der Nachbarwohnung befindlichen Babys dadurch zu stillen versuchte, daß sie dem Kinde einen milchgetränkten Schwamm derartig tief in den Hals steckte, daß das Kind unfehlbar erstickt wäre, wenn die Mutter des Kleinen nicht noch im letzten Augenblick zurückgekehrt wäre und das mörderische Beruhigungsmittel entfernt hätte. Frau Davis stand nun wegen Mordversuchs vor den Richtern. Sie versuchte sich mit ihren schwachen Nerven herauszureden und wollte die Tat in einem Anfall von Geistesgestörtheit begangen haben. Nach den Aussagen der übrigen Hausbewohner aber und insbesondere ihrer unmittelbaren Nachbarin, scheint die ganze Sache eine Art Racheakt und die Täterin eine rechte Xantippe zu sein. Mrs. Maud Purstone, die Mutter des schreienden Babys, schilderte das nachbarliche Zusammenleben mit der Angeklagten als eine wahre Hölle und erzählte, daß es täglich mit der rabiaten Dame zu Streitigkeiten kam, in deren Verlauf die letztere sich sehr oft zu Tätlichkeiten hinreißen ließ. So hatte sie die Zeugin einmal dermaßen in den Arm gebissen, daß eine wochenlange ärztliche Behandlung notwendig wurde. Ein anderesmal hatte sie an der Tür der Mrs. Purstone geklopft, und als die Nichtsahnende ihr öffnete, sie ohne weiteres mit einem Feuerhaken blutig geschlagen. Um den Frieden einigermaßen aufrecht zu erhalten, hatte Mrs. Purstone schon ihren Hund, ihren Kanarienvogel und ihr Grammophon abgeschafft, welche durch Bellen, Singen und Spielen die zarten Nerven der angenehmen Nachbarin beleidigten. Das Baby konnte und wollte sie nicht abschaffen und erklärte der Mrs. Davis, als diese sich über dessen Geschrei beschwerte, daß sie höchstwahrscheinlich als Kind auch geschrien habe. Hierüber aufgebracht, wartete die Entmenschte einen Augenblick ab, in dem die Mutter des Kindes abwesend war, verschaffte sich mittels eines Nachschlüssels Eintritt in deren Wohnung und begann ihre seltsame Beruhigungsaktion, die um ein Haar dem Würmchen das Leben gekostet hätte.

Lustige Rundschau

*** Straßenbahn.** Nachmittags fünf Uhr. Überfüllt. Wackelt eine dicke Tante herein. „Gestatten", erhebt sich ein Herr, „daß ich meinen Sitz einer so scharmanten Dame anbiete." Der ganze Wagen feixt. Die dicke Tante macht gute Miene zum bösen Spiel, setzt sich, und dankt: „Sehr liebenswürdig. Schade, daß ich Ihnen das Kompliment nicht zurückgeben kann." „O bitte, das beweist nur, daß Sie ehrlicher sind als ich."



Rätsel-Ecke

Berichtigung.

Zu dem **Kreuzworträtsel** in Nr. 147 ist noch hinzuzufügen:

Senkrecht: 1. Niederschlag. — 2. Opferstätte. — 3. Abkürzung für Neu-England. — 4. Gleichwort für Gebärde. — 5. Platz, Stelle. — 6. Aggregatzustand. — 7. Schwur. — 8. Kopfbedeckung. — 10. Teil des Auges. — 11. Untat. — 13. Personenaufzug. — 15. Nachtraubvogel. — 16. Chem. Zeichen für Tantal. — 17. Bergpaß in Südtirol. — 18. Fisch. — 20. Aegyptischer Gott. — 24. Stadt in Südtirol. — 26. Weiblicher Vorname. — 27. Lebensbund. — 28. Artikel. — 31. Fruchtwein. — 33. Bildhauerstoff. — 35. Papagei, kleiner Eisenbahnwagen. — 36. Persönliches Fürwort. — 38. Flächenmaß (Abkürzung). — 40. Großer Fisch. — 42. Biblischer Verräter. — 43. Auswürfling. — 44. Böse, „stark". — 46. Mastspitze. — 48. Italienische Zahl (eins). — 50. Spanischer Name von Flüssen. — 52. Fluß in Tirol. — 54. Abkürzung für namentlich.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.